L. 567a

Neues zu den politischen Anschauungen des jungen Fichte

Mit Benutzung einer bisher ungedruckten Fichte-Handschrift

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

vorgelegt von

Eduard Funcke
aus Jolo

Hildesheim 1915
Druck von August Lax

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

From the library of
Doctor Ernst Bergmann
Leipzig
Purchased in 1925

193
F44 Yfu

Jones 22 My 30

Meinem Oheime

Guſtav Juncke

Senatspräſident a. D., Geheimer Oberjuſtizrat.

724820

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Literaturverzeichnis	. . . . .	7—10
§ 1.	Einleitung	11—12
§ 2.	Fichtes Frühzeit und seine ersten politischen Entwürfe	13—17
§ 3.	Fichte als Schollenpatriot	18—23
§ 4.	Die Erweiterung von Fichtes politischem Gesichtskreise während seines ersten Aufenthaltes in Preußen . . .	24—32
§ 5.	Die Rede über die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europens, die sie bisher unterdrückten“ und das Wöllnersche Religionsedikt	33—38
§ 6.	Die Entwicklung und die Leistungen Deutschlands und Frankreichs im Spiegel der Schriften über die Denkfreiheit und über die französische Revolution	39—45
§ 7.	Schluß	46—47

Literaturverzeichnis.

Da in der folgenden Abhandlung nur die Frühzeit Fichtes unter einem ganz begrenzten Gesichtspunkte behandelt wird, so werden nur solche Werke genannt, die für seine politische Anschauung von Bedeutung sind. Manches Belanglose wurde beiseite gelassen. Von Geschichtswerken und der zeitgenössischen Literatur ist nur einiges angeführt, in für unsern Zweck passender Auswahl. Betreffs der zahlreichen, zur hundertsten Wiederkehr von Fichtes Todestag (29. Januar 1914) herausgekommenen Aufsätze sei bemerkt, daß, soweit sie mir vorlagen, für unser Thema kaum etwas erwähnenswert Wichtiges darunter ist. Die in Aussicht stehende 11. Auflage des vierten Bandes der Geschichte der Philosophie von Überweg-Heinze wird wohl die gesamte Literatur vollständig bringen. Ich konnte sie leider noch nicht benutzen, da mir die Korrekturbogen unzugänglich waren, und da das von Herrn Professor Oesterreich in Tübingen mir für September 1914 angekündigte Erscheinen besagten Bandes wohl durch den Krieg verzögert worden ist.

1. Joh. Gottl. Fichtes sämtliche Werke, herausgegeben von J. H. Fichte, 8 Bde., Berlin 1845—46.
2. Joh. Gottl. Fichtes nachgelassene Werke, herausgegeben von J. H. Fichte, 3 Bde., Bonn 1834.
3. Joh. Gottl. Fichte, Werke. Auswahl in sechs Bänden von Fritz Medicus, Leipzig 1911 ff.
4. Joh. Gottl. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel, 2 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1862.
5. Achtundvierzig Briefe von J. G. Fichte und seinen Verwandten, herausgegeben von Moritz Weinhold, Leipzig 1862.
6. Über Fichtebriefe vergl. ferner: Adolfo Ravà, Fichtes Briefe. In „Logos." Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur, herausgegeben von Richard Kroner und Georg Mehlis. 5. Bd., 1914, Heft I, S. 112—119.

7. H. Ahrens, Fichtes politische Lehre in ihrer wissenschaftlichen und allgemein nationalen Bedeutung, Leipzig 1862.
8. M. Carrière, Fichtes Geistesentwickelung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten, München 1894.
9. E. Dosenheimer, Fichtes Idee des deutschen Volkes. In „Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik", Bd. 156, Heft I, S. 11—28, Leipzig 1914.
10. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, VI. Fichtes Leben, Werke und Lehre. 3. Aufl., Heidelberg 1900.
11. P. Hauk, Das Problem der Erziehung bei Joh. Gottl. Fichte. „Preuß. Jbb.", Bd. 156, 1914, S. 193—213.
12. H. Hielscher, Das Denksystem Fichtes. Berlin (1914).
13. F. Janson, Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihres aktuell-politischen Gehaltes, Berlin u. Leipzig 1911. In „Abhdlgn. z. m. u. n. Gesch.", Heft 33.
14. Jodl, Joh. Gottl. Fichte als Sozialpolitiker. In „Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik", Bd. 113, Leipzig 1898, S. 191—216.
15. W. Kabitz, Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der Kantischen Philosophie, mit bisher ungedruckten Stücken aus F.'s. Nachlaß, Berlin 1901 (z. T. erschienen in „Kantstudien", Bd. 6).
16. E. Knecht, Die Sozialpädagogik von Joh. Gottl. Fichte, nebst einem Anhang, enthaltend einen Vergleich der philosophischen und sozialpädagogischen Gedanken von Joh. Gottl. Fichte und P. Natorp, Diss., M.-Gladbach 1912.
17. E. Lask, Fichtes Idealismus und die Geschichte, Tübingen 1902.
18. A. Lasson, Joh. Gottl. Fichte im Verhältnis zu Kirche und Staat, Berlin 1863.
19. v. Reichlin-Meldegg, Der hundertste Geburtstag Joh. Gottl. Fichtes. Eine Darstellung der Fichtefestschriften. In J. H. Fichtes „Zeitschr. für Philos. u. philos. Kritik", Bd. 42, Halle 1863, S. 247—277.
20. G. Schmoller, Joh. Gottl. Fichte. Eine Studie aus dem Gebiete der Ethik und Nationalökonomie. In „Jbb. f. Nationalök. u. Statist.", herausgegeben von Br. Hildebrand, Bd. 5, 1865, S. 1—62.
21. F. Schneider, Fichte als Sozialpolitiker, Diss. Halle 1894.
22. H. von Treitschke, Fichte und die nationale Idee. Hist. u. pol. Aufs., Bd. 4.

23. M. Weber, Fichtes Sozialismus und sein Verhältnis zur Marxschen Doktrin. In „Volkswirtsch. Abhdlgn. d. Bad. Hochschulen", Bd. 4, Heft III, Tübingen 1900.
24. W. Windelband, Fichtes Idee vom deutschen Staat. Rede. Freibnrg i. Br. 1890.
25. Ed. Zeller, Fichte als Politiker. In „Hist. Zeitschr." Bd. 4, S. 1 ff. Wieder abgedruckt in „Vorträge u. Abhandlgn.", Leipzig 1865, S. 140 ff.

26. J. Bauer, Schleiermacher als patriotischer Prediger. Ein Beitrag zur Geschichte der nationalen Erhebung vor hundert Jahren. Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. 4. Heft, Gießen 1908.
27. C. W. Böttiger, Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen. 2. Aufl., bearbeitet und fortgesetzt von Th. Flathe, 3 Bde., Gotha 1867—73.
28. J. B. Erhard, Über das Recht des Volks zu einer Revolution, Jena und Leipzig 1795.
29. G. Falter, Staatsideale unserer Klassiker, Leipzig 1911.
30. R. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus, Stuttgart 1890.
31. E. Fromm, Immanuel Kant und die preußische Zensur. Nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants, Hamburg und Leipzig 1894.
32. C. Frhr. v. d. Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preuß. Heeres, 2. Aufl., Berlin 1906.
33. E. Guglia, Die ersten literarischen Gegner der Revolution in Deutschland (1789—1791). In „Zeitschr. für Gesch. u. Pol.", herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Stuttgart 1888, S. 764—794.
34. O. Hintze, Preußische Reformbestrebungen vor 1806. In „Hist. Zeitschr.", Bd. 76, 1896.
35. W. v. Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, Leipzig bei Reclam.
36. G. Küntzel, Die politischen Testamente der Hohenzollern nebst ergänzenden Aktenstücken, 2 Bde., Leipzig und Berlin 1911.
37. E. v. Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 18. Jahrhundert, 2 Bde., Leipzig 1907—08.

38. Fr. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815, 2. Aufl., Bielefeld und Leipzig 1913 (Mongr. z. Weltgesch.)
39. Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates, 2. durchges. Aufl., München und Berlin 1911.
40. E. Müsebeck, Ernst Moritz Arndts Stellung zum fridericianischen Preußen und zur französischen Revolution. In „Preuß. Jbb.", Bd. 117, Berlin 1904.
41. E. Müsebeck, Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild, 1. Bd., Gotha 1914.
42. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution, Hamburg und Gotha 1845.
43. M. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen, 2 Bde., Leipzig 1880—1882.
44. A. Poetzsch, Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung. In „Beitrr. z. Kultur- und Universalgesch., herausgegeben von K. Lamprecht, 3. Heft, Leipzig 1907.
45. Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön, Bd. 1, 1875.
46. Zur Knaben- und Jünglingszeit Theodor von Schöns nach dessen Papieren, zusammengestellt von seinem Sohne, Berlin 1896.
47. H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 5 Bde., Leipzig 1879 ff.
48. F. K. Wittichen, Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen vor 1806. In „Forschgn. z. Br. u. Pr. Gesch.", Bd. 23, 1910.
49. P. Wittichen, Zur inneren Geschichte Preußens während der französischen Revolution. Gentz u. Humboldt. In „Forschgn. z. Br. u. Pr. Gesch.", Bd. 19, 1906.
50. Novum corpus constitutionum Prussico-Brandenburgensium praecipue marchicarum oder Neue Sammlung Königl. Preuß. u. Churfürstl. Brandenburgischer sonderlich in der Chur- und Mark-Brandenburg, publicirten und ergangenen Verordnungen, Edicten, Mandaten, Rescripten u. s. w., 8. Bd., Berlin 1791.

§ 1.

Einleitung.

Unser Wissen über die Jugendzeit Johann Gottlieb Fichtes ist sehr gering. Über die ersten drei Jahrzehnte seines Lebens sind wir bei vielen Punkten in einem Maße im Unklaren, wie bei kaum einem zweiten Heroen jenes Zeitalters. Diese Unkenntnis erstreckt sich bis zum Jahre 1792, in dem Fichte durch seinen „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" mit einem Schlage ein berühmter Mann wird, mit dem sich die Wissenschaft unbedingt auseinandersetzen muß. Von da ab werden wir durch größere, geschlossene Werke in den Kreis seiner Ideen eingeführt, und auch die Nachrichten über sein Privatleben fangen an zahlreicher zu werden. Aber auch da, wo der Strom der Quellen reichlicher fließt, ist die Betrachtung von Fichtes Leben und Entwicklung durchaus einseitig gewesen. Das gilt ebensosehr von der Beurteilung seiner politischen Anschauung, als von dem Durchdringen seines philosophischen Denksystems. Wie bei dem Philosophen Fichte eine Reihe von Werken bisher als nebensächlich von der Forschung beiseite geschoben wurde, die, wie neuerdings nachgewiesen worden ist,[1]) von geradezu entscheidender Bedeutung sind, so hat man auch einigen seiner politischen Werke noch nicht die hinreichende Beachtung geschenkt. Das gilt namentlich von den beiden Erstlingsschriften über die Denkfreiheit und die französische Revolution, trotzdem sie für seine politische Ansicht mindestens ebenso wichtig sind, wie die Kritik aller Offenbarung für seine philosophische Entwicklung.[2]) Da außerdem noch mancherlei Entwürfe und Bruchstücke,

---

[1]) Vgl. Hans Hielscher, Das Denksystem Fichtes. Berlin (1914).

[2]) In der neuen Fichte-Ausgabe von F. Medicus, 6 Bde. Leipzig 1911 ff. tritt die Vernachlässigung der „Zurückforderung der Denkfreiheit" und des „Beitrags zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution" deutlich hervor: sie fehlen. Auch in der biographischen Einleitung tut M. sie ganz kurz ab. Dieser Umstand mindert die Brauchbarkeit der M.schen Fichte-Ausgabe für wissenschaftliche Zwecke ganz erheblich. Eine neue, vollständige Ausgabe ist unumgänglich nötig.

betreffend die zweite Hälfte der achtziger Jahre, aus dem Fichteschen Nachlasse veröffentlicht worden sind,[1]) so lassen sich bei näherer Betrachtung doch neue Gesichtspunkte gewinnen. Zudem war ich in der Lage, den bisher nicht beachteten, ungedruckten fragmentarischen Entwurf über das Wöllnersche Religionsedikt[2]) einsehen zu dürfen. — Es soll in dieser Arbeit versucht werden, unter Verwertung des genannten Materials einigen neuen Kanälen der politischen Jugendanschauung Fichtes nachzugehen. Die Arbeit selbst kann als Vorarbeit gelten zu einem umfangreicheren Werke, das die Beurteilung des fridericinianischen Staatswesens durch Fichte im ausgehenden 18. Jahrhundert und bis 1806 behandeln soll.

---

[1]) W. Kabitz, Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der kantischen Philosophie. Mit bisher ungedruckten Stücken aus Fichtes Nachlaß. Berlin 1902 (z. T. auch in Kantstudien VI 1901, S. 129—205).

[2]) „Zuruf an die Bewohner der Preußischen Staaten veranlaßt durch die freimüthigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen Preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen". Bisher ungedruckt in Fichtes Nachlaß auf der Berliner Königlichen Bibliothek, Kasten I. — Von der bereitwilligst von der Generaldirektion der Königl. Bibliothek zu Berlin gewährten Druckerlaubnis dieser Handschrift konnte hier leider kein Gebrauch gemacht werden, da meine Einberufung zum Heeresdienste meinen Plan durchkreuzte. Der Inhalt der Handschrift, die, so hoffe ich, nach dem Kriege an anderer Stelle erscheinen wird, ist in § 4 (S. 26 ff.) auszugsweise mitgeteilt.

§ 2.

Fichtes Frühzeit und seine ersten politischen Entwürfe.

In den engen Verhältnissen einer kinderreichen Handwerkerfamilie, in einem durch langjährige Mißwirtschaft aufs Ärgste zerrütteten Lande, verlebte Fichte seine Kindheit. Ein glücklicher Zufall führte den Knaben frühe aus seinem Heimatdorfe heraus und brachte ihn auf dem Schlosse des sächsischen Kammerherrn von Miltitz, Siebeneichen, mit dem Adel in Berührung. Seine weitere Erziehung beim gemütlichen Pfarrer Krebel in Niederau, auf der Stadtschule zu Meißen und endlich in Schulpforta trug in sein Leben vielseitige Eindrücke hinein. Namentlich die letztgenannte Anstalt mit ihrer eisernen Zucht, aus der noch heute viele der besten deutschen Männer hervorgehen, mag ihm zum ersten Male Gedanken über die Ungleichheit der Machtverteilung auf der Welt, über Herrschen und Dienen geweckt haben.

Nach solch einer, wenn vielleicht weniger vielseitigen, als recht verschiedenartigen Erziehung bezog Fichte als neunzehnjähriger Jüngling im Herbst 1781 die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Über die folgenden Jahre befinden wir uns nun fast vollständig im Dunkeln. Ja, wir wissen nicht einmal mit Bestimmtheit zu sagen, ob Fichte außer in Jena und Leipzig zwischendurch auch in Wittenberg[1]) studiert hat. Es war eine harte Zeit für den jungen Studenten, zumal später die Unterstützung des Hauses Miltitz — sein Gönner war längst gestorben — aufhörte. So war er für die Erwerbung seines Lebensunterhaltes auf seine Tätigkeit als Hauslehrer angewiesen. Diese Hauslehrertätigkeit machte ihn mit verschiedenen Adelshäusern Kursachsens bekannt. Kennten wir jene Adelsfamilien, so könnten wir uns wenigstens ein skizzenhaftes Bild davon machen, wie durch Fichtes Erlebnisse seine politische Anschauung positiv oder negativ beeinflußt worden ist. Gerade bei einem Studenten, auf den die mannigfaltigsten

[1]) Vgl. dazu: Medicus, Einleitung, S. XIV.

Anregungen einstürmen, ist der Verkehr, den er pflegt, oft bestimmend für sein Leben, je nachdem er von den ihm entgegentretenden Eindrücken angezogen oder abgestoßen wird. Wir dürfen annehmen, daß ihn, der aus kleinen Verhältnissen emporgewachsen war, das Treiben der führenden, gesellschaftlichen Kreise, in denen er sich der Lage der Dinge nach doch nur als Geduldeter fühlen durfte, von vornherein stark angewidert hat.

Allerdings, so schlimm, wie es unter dem Kurfürsten Friedrich August II. und seinem gewissenlosen Minister Brühl in Sachsen[1]) getrieben worden war, ging es zu Fichtes Zeiten doch nicht mehr zu. Als 1763 Friedrich Augusts vielversprechender Sohn Friedrich Christian die Regierung antrat, wurde sofort mit Reformen begonnen, die, als der neue Herrscher schon nach zweieinhalbmonatiger Regierung plötzlich starb, von seinem die Regentschaft übernehmenden Bruder Xaver fortgesetzt wurden. In dieser Restaurationszeit sind manche Übelstände abgestellt worden, aber das Land war zu sehr herunter gekommen, als daß die angewandten Maßnahmen entfernt ausgereicht hätten. Freilich, zu einem völligen Neubau des Staates reichte der begonnene Anlauf nicht aus. Man flickte an dem nicht mehr ausbesserungsfähigen, morschen Staatsgebäude herum, ähnlich, wie nach Friedrichs des Großen Tode zwanzig Jahre später in Preußen,[2]) wo es auch nicht an Reformversuchen fehlte, die ebenfalls nicht durchgreifend waren.

In einem uns erhaltenen Entwurfe nun beschäftigt sich Fichte mit dem Zustande seines Geburtslandes. Das Fragment, welches er am 24. Juli 1788 bei einem kurzen Besuche im Elternhause zu Rammenau vor einer Abreise nach Zürich geschrieben hat, trägt den Titel: „Zufällige Gedanken in einer schlaflosen Nacht".[3]) Hier schon, wo es sich um sächsische, teilweise speziell Leipziger Verhältnisse handelt, ist Fichte erfüllt

[1]) Über Sachsen vgl. C W Böttiger, Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen, 2. Aufl., bearbeitet von Flathe. Für uns bes. Bd. II. Gotha 1870. S. 536 ff.

[2]) Vgl. O. Hintze, Preußische Reformbestrebungen vor 1806. Hist. Zeitschr. Bd. 76. 1896. S. 413 443. Das parallele Werk dazu ist: C. Frhr. v. d. Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preuß. Heeres. 2. Aufl. Berlin 1906.

[3]) Vgl. Kabitz, Anhang. S. 12 ff.

von der Verderbnis, die sein Zeitalter beherrscht. Alle edleren Instinkte sind unterdrückt. Dagegen machen sich breit: „Sultanismus des Regenten, unnatürliche Laster". Davon wird das ganze Geschlecht entkräftet. Die Folge ist: Elend und Untergang. Die Gesetze sind veraltet, voll von Widersprüchen, absurd und ohnmächtig; die Religion, so wie sie mißhandelt wird, wert, abgeschafft zu werden. „Entsteht ein solcher Ton bei einem vorzüglich verfeinerten Volke, so entspringt daraus der verdrehte, widersprechende Charakter, daß Einsichten mit dem Herzen und den Sitten in ewigem Widerspruch liegt (!),[1]) und daß die Dekrete des Verstandes endlich nichts werden, als ein leerer Wortschwall".

Wohl gibt es Stimmen, die sich dagegen erheben, wie Haller, Salzmann, Pestalozzi. Aber sie verhallen ungehört. Es muß unbedingt etwas Durchgreifendes geschehen. Es muß die ganze Verderbnis der Regierungen und Sitten von ihrer lächerlichen und schrecklichen Seite gezeigt und auf Mittel zur Abhülfe hingewiesen werden. Die Abhandlung müßte „in einer bildlichen Einkleidung, mit etwas scherzhaften Wendungen geschrieben sein, teils um der Deutlichkeit willen, teils, um von unserm frivolen Zeitalter gelesen zu werden". So taucht der Gedanke auf, einen satirischen Briefroman zu verfassen, etwa nach dem Vorbilde von Montesquieus „Lettres Persanes",[2]) unter dem Titel: „Briefe des Marquis von St . . . an seinen Freund, den Vikomte X . . . in Paris, aus den neuentdeckten südlichen Polarländern. Aus französischen Original-Briefen". „Der Herr Marquis könnte in diesen südlichen Polarländern ein Volk finden, daß unserm verderbten Zeitalter auf ein Haar ähnlich sähe: nur könnte es noch um einige Schritte weiter im Elende, und Bosheit vorgerückt sein (doch müßte er wenigstens dahin, wo wir jetzt stehen zurückgehen, um deutlicher zu zeigen, daß Wir Das sind, und daß Wir Das werden wollen)." Es müßten geschildert werden: „Die Regierungsgrundsätze dieses Volks. Die Denkungsart des Hofs, dessen einziger Endzweck dahin geht, die Einkünfte des Fürsten zu vermehren", der verderbliche Luxus des Adels. Dabei wäre hinzuweisen auf die

[1]) So im Wortlaut!
[2]) An sie hat Fichte offenbar bei seinem Entwurfe gedacht.

„Lächerlichkeit des Satzes, daß der Adel die Stütze der Rechte des Volks sei". Ferner die Langsamkeit[1]) und Parteilichkeit in der Gerichtspflege, die Heuchelei, die sich in religiösen Dingen breitmacht, der Indifferentismus der höheren Stände, der Tiefstand von Kunst[2]) und Wissenschaft, das Darniederliegen des Handels, das Elend des Ackerbauers,[3]) die verkommenen Sitten, das ungesunde Verhältnis beider Geschlechter zueinander, namentlich geschlechtliche Unnatürlichkeiten, Aberglaube, Erziehung — kurz alle Laster der entnervten Gesellschaft sollen in schärfster Satire gebeißelt werden. Wenngleich hier schon viele Grundgedanken von Fichtes politischen Ansichten vertreten sind — so ist es vielleicht doch gut, daß der Plan nicht ausgeführt worden ist. Die wuchtige, schwere Art des Autors hätte nie dieselbe Wirkung erzielt, deren der leichtere, elegantere Monterquieu fähig war. Zudem war Fichte alles andere eher, als Satiriker, und die Stellen seiner späteren Werke, wo er sich der Satire bedient, sind sicherlich nicht als die wirksamsten anzusehen.

Ein ähnliches, besser abschattiertes Urteil, in dem auch Leipzig als der damaligen bedeutendsten Universität Deutschlands eine leise Anerkennung nicht versagt wird, hat Fichte zwei Jahre später nach seinem ersten Züricher Aufenthalte gefällt: „Leipzig soll Deutschlands Athen sein? Nun ja, — dasjenige zu dem Paulus sagt: Ich sehe, daß ihr in allen Stücken abergläubig seit. Im Ernste: L. hat noch immer Gelehrte, die ihm Ehre machen: es hat gute Köpfe, die weniger bekannt sind, aber jenen nichts nachgeben: es ist auf den Universitäten, die ich kenne, immer noch die, wo man am meisten Geschmack und schöne Literatur mit den solideren Wissenschaften verbindet". Nach dem Lob bleibt aber der scharfe Tadel nicht aus: „Aber es ist, als wenn über der ewigen Verfeinerung alle Energie aus den Charakteren aller geborenen, oder gemachten Leipziger vertilgt wäre; daher die Schleicherei, die Akkommodation an bejahrte Systeme, die man fast in allen Büchern auch unserer besten Gelehrten anmerkt". Und weiter heißt es: „Wenn alle

[1]) Durchschnittlich dauerte ein wichtiger Prozeß in Sachsen dreißig Jahre (Flathe II S. 545).

[2]) Wielands Werke werden als „verführerische Schriften" bezeichnet.

[3]) Das Schicksal der Bauern lag F. ganz besonders am Herzen

akademischen Dozenten, in Sachsen u. alle die in geistl. Ämtern stehen, auf einmal ihre Meinung sagten, so müßte man sie alle, einige wenige alte Dorfpastores ausgenommen, absetzen, u. also würde man wohl keinem viel tun. Unser Volk ist in den meisten Gegenden zu einer Verbesserung schon längst reif. Nur die furchtsame Politik, die sich aus der Staatsökonomie, bis in die religiöse verbreitet, und der Herrenhutismus, der die Köpfe unserer meisten Großen beherrscht, ist Ursache, daß Sachsen in einer so scheinbaren Finsternis bleibt, die mit dem Grade seiner wirkl. Aufklärung einen so besonderen Kontrast macht". Wenn Fichte aber dann ausruft: „In Jena ist man um ein Jahrhundert weiter", so sollte er durch die Erfahrungen, die ihm dort später bevorstanden, bitter enttäuscht werden.[1])

[1]) Briefentwurf an den Chorherrn Tobler in Zürich. (Wahrscheinlich vom 1. August 1790.) Vergl. Kabitz, Abg. S. 15 f.

§ 3.

Fichte als Schollenpatriot.

Fichtes politische Ansichten sind in seiner Jugend engbegrenzt gewesen. Seine Gedanken waren noch getragen von jenem „erdenhaften Patriotismus", den Meinecke in „Weltbürgertum und Nationalstaat" für Ernst Moritz Arndt in Anspruch nimmt, im Gegensatz zu dem Fichte des Jahres 1804, der in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" auf diesen Schollenpatriotismus herabsah.[1]) Diese Art des Patriotismus wird von ihm erst allmählich, Schritt um Schritt überwunden unter dem Einfluß seiner philosophischen Entwicklung sowohl, wie auch unter dem Drucke äußerer Umstände und verschwindet ganz erst mit seiner Berufung nach Jena. Bis dahin will er in keinem anderen Lande wirken, als in Sachsen. Immer und immer wieder macht er den Versuch, dort unterzukommen. Dafür liegen zahlreiche Zeugnisse vor. Als er in seinen Studentenjahren in die größte Not gekommen war, wandte er sich schließlich, um seine Studien zum Abschluß bringen zu können und dann eine Anstellung zu erhalten, in einem längeren Schreiben an den damaligen Konsistorialpräsidenten Sachsens, von Burgsdorf, mit der Bitte um Unterstützung: „Sollten Ew. geruhen", so schließt das Schreiben, „mir meine Bitte zu gewähren, so versichere ich Sie bei allem, was mir heilig ist, daß ich mich ganz dann meinem Zwecke widmen, meinem Vaterlande, das mich auf der Schule unterstützte,[2]) und das mir seitdem nur teuerer geworden ist, mich ganz weihen . . . .[3]) würde". Und in den zu dem Briefe uns erhaltenen Entwürfen heißt es: „Denn Vaterland ist mir kein

---

[1]) Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. 2. Aufl. München und Berlin 1911. S. 91 f.

[2]) Fichte bezog in Schulpforta ein Staatsstipendium. S. Medicus, Einl. X.

[3]) Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte. Zweite Aufl. II Bde. Leipzig 1862. I. S. 29. (Künftig zitiert LLB I, 29.)

leerer Name. Ich glaube, daß es gegen Gottes Ordnung ist, dem Staate, in welchem er uns geboren werden ließ, sich entziehen, so lange derselbe nur einen Gebrauch von uns machen will. In meinem Fache sind Ew. mir heiliger Repräsentant des Vaterlands." [1]) Fichte sieht hier noch nicht über die Grenzen des Partikularstaates hinweg, er will es auch garnicht — aus Pflichtgefühl, das ihn an die heimatliche Scholle bindet. Indeß, seine Bitte blieb unerfüllt. Nun er sich im engeren Heimatlande keine Existenz gründen konnte, wurde er gezwungen, sich in der Welt umzusehen. Nicht mit Unrecht schreibt darüber später sein Sohn: „Bald darauf sehen wir nämlich Fichte sein Vaterland verlassen, was er nach seiner ganzen Denkweise und nach dem in jenem Briefe so feierlich gegebenen Versprechen [2]) gewiß nicht getan haben würde, hätte es nicht selbst ihn von sich zurückgewiesen. Aber so groß war auch später noch die Anhänglichkeit an dasselbe, daß er bis zu seiner Berufung an die Universität Jena nie den Plan aufgegeben hatte, einmal noch sächsischer Landgeistlicher zu werden, um in der schönen Muße dieses Berufs desto ungestörter seiner Selbstbildung leben zu können." [3]) Im August des Jahres 1788 trat er seine erste Reise nach Zürich an. Dort in der freien Schweiz, lernte er während eines anderthalbjährigen Aufenthaltes ganz andere Verhältnisse kennen, die in hohem Grade mitbestimmend für sein Leben wurden.

Als Fichte im März 1790 die schöne schweizerische Stadt wieder verließ, ahnte er nicht, einer wie bewegten und entbehrungsreichen Zeit er entgegenging. Er war mit Empfehlungen an eine Reihe von Höfen wohl versehen, um nach Möglichkeit eine Erzieherstelle oder sonst einen zusagenden Posten zu übernehmen. Mitte Mai finden wir ihn in Leipzig, nicht um in Sachsen zu bleiben, sondern um den Erfolg seiner großen Pläne abzuwarten. [4]) Sein Tätigkeitsdrang hatte sich gewaltig entwickelt, und sein sehnlichster Wunsch war es, etwas zu leisten

[1]) Kabitz, Beilage 3, Abg. S. 7 f. Fast ebenso in dem zweiten Entwurfe, Beilage 5, S. 10.

[2]) Bei ihm war ein solches Versprechen keine Phrase.

[3]) LLB I, 30.

[4]) Achtundvierzig Briefe von J. G. Fichte und seinen Verwandten, herausgeg. v. Mor. Weinhold, Leipzig 1862. S. 19.

für die Gesamtheit. „Ich habe", schreibt er an seine Braut Johanna Rahn, „nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis, nur ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir. Ist das auch Täuschung? Es kann sein, aber es liegt doch Wahrheit zum Grunde." [1]) Die Züricher Zeit hat seinen Geist zu freierer Regung entfacht, aber die Sorge um seine Braut, um die Gründung eines eigenen Heimes lassen ihn mit dem Gedanken spielen, doch noch sächsischer Geistlicher zu werden, trotzdem er sich zu Höherem berufen fühlt. Es drängt ihn stark zu einem umfangreicheren Tätigkeitsfeld, und dieser Drang macht sich zuweilen in explosiven Ausbrüchen Luft: „Den gewöhnlichen Weg schleichen — mich auf eine Dorfpfarre setzen, kann ich einmal nicht, und Gott, der mir diesen Sinn gab, weiß, daß ich es nicht kann." [2]) Die sächsischen Geistlichen hatten zudem keine günstige Stellung. Fichte kennt die Verhältnisse bis aufs Kleinste. Die Aufklärung allerdings ist nach seiner Meinung unter den sächsischen Geistlichen tiefer eingedrungen, als in irgend einem anderen Lande. Es herrscht unter ihnen „ein Grad . . . der vernünftigen Religionskenntnis, wie ihn in dieser Ausdehnung gegenwärtig kein Land in Europa besitzt." Aber eingezwängt werden sie „durch eine mehr als spanische Inquisition," „unter die sie sich, teils weil es ihnen durchgängig an Kraft fehlt, teils weil man ihrer wegen der Menge von Geistlichen in unserem Lande entbehren kann, sie aber nicht das Amt, schmiegen und heucheln müssen. Daraus entsteht denn eine knechtische, lichtscheue, heuchlerische Denkungsart! Freilich steht bei dieser Lage eine Revolution bevor: aber wann? und wie? kurz ich will in Sachsen kein Geistlicher sein!" [3]) Man darf die Stimmung nicht verkennen, in der solche Zeilen geschrieben sind. Es spricht aus ihnen der Unmut über gescheiterte Pläne. Schon einige Wochen später rechnet er wieder mit einer Stellung, [4]) und erst, wenn dieser Versuch mißlingt, will er außer Landes gehen. Über den auf seiner Heimat lagernden Schatten sieht er doch die Morgenröte

[1]) LLB I, 58.
[2]) Brief an seine Eltern vom 20. Juni 1790. Vgl. Weinhold, S. 8.
[3]) LLB I, 73.
[4]) LLB I, 77.

besserer Tage aufdämmern. Überall gährt es von unten herauf —, auch bei den Bauern, unter denen sogar Unruhen ausbrachen, die schnell durch wichtige Zugeständnisse und einige Regimenter niedergeschlagen wurden.[1]) An allen politischen und geistigen Vorgängen nimmt Fichte lebhaftesten Anteil, und er erwägt alle möglichen Pläne, um schriftstellerisch für die Verbesserung der heimatlichen Zustände zu wirken. Bei dem zunehmenden Bildungsdrang aller Stände hält er es für unumgänglich notwendig, die Massen auf den richtigen Weg zu leiten, damit ihnen die Aufklärung nicht eher Schaden als Nutzen bringe. So will er ein Journal ins Leben rufen, um das lesende Publikum, besonders das weibliche Geschlecht vor schädlicher Lektüre zu warnen und um nützliche Bücher unter die Leute zu bringen.[2]) Seine Braut fordert er auf, für eine von einer Züricherin namens Ehrmann herausgegebene, in Deutschland weitverbreitete, von manchen fürstlichen Personen geschätzte Zeitung in ihrer Heimat Propaganda zu machen.[3]) Dann wieder plant er eine Monatsschrift für gute Lektüre, denn seit Gellerts und Rabeners Zeiten wird in Deutschland viel gelesen, und es ist bekannt, „wie die Lektüre aus dem Studierzimmer der Gelehrten sich an die Toilette der Dame und bis in ihre Antichambre und von den Stapelplätzen der Gelehrsamkeit bis in das kleinste Landstädtchen verbreitet hat. Es ist sicher, daß dies einen mächtigen und ausgebreiteten Einfluß auf den Charakter des Zeitalters gehabt, daß dadurch eine Menge unedlerer Beschäftigungen verdrängt, ein anderer Ton und Stoff der Unterhaltung in die Gesellschaften eingeführt und unsern Sitten eine sanftere Außenseite gegeben worden ist."[4]) Der gute Geschmack und die Sitten sind dadurch zwar gemildert aber nicht veredelt worden und haben nicht gewonnen. Die neue Zeitschrift Fichtes soll eine Lücke ausfüllen und ein Führer der Urteilsunfähigen sein. Über ihren Zweck legt er

---

[1]) LLB I, 85: „Der Bauer, welcher allein dabei gewinnen könnte, ist dazu noch nicht aufgeklärt genug, ungeachtet er Schlözers „Staatsanzeigen" liest; und die höhern Stände alle können dabei nur verlieren."

[2]) LLB I, 69.

[3]) LLB I, 66.

[4]) LLB II, 11.

schriftlich seine Gedanken nieder,[1]) und teilt sie seinen Freunden Weiße und Palmer mit, die zwar im Prinzip mit ihm derselben Ansicht sind, aber von der Gründung abraten, da er keinen Verleger finden werde, worüber er großen Verdruß empfindet.[2]) Auch die Mitarbeit an Journalen bleibt ihm versagt. An der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" sich zu beteiligen, sagt ihm nicht zu, da der Herausgeber Weiße zu sehr vom Verleger abhängig ist. Ein Aufsatz über Klopstocks Messias für das „Deutsche Museum" wird ihm von Boie zurückgeschickt. Vorübergehend denkt er an einen Aufenthalt in Wien, um Zürich näher zu sein. Alle Projekte zerrinnen ihm in nichts. „Sachsen z. B. ist mir jetzt gar nichts mehr, sowie ich auch ihm nichts mehr bin."[3]) Nach einem Jahre voll von Entbehrungen und Enttäuschungen schreibt er nach Zürich: „Mit gewaltigen Ansprüchen an die Welt, die ich nicht würde haben behaupten können, verließ ich Zürich. Meine Hoffnungen scheiterten;"[4]) und an Achelis in Bremen: „Ich kam mit einem Kopfe, der von großen Planen wimmelte, nach Leipzig. Alles scheiterte, und von so viel Seifenblasen blieb mir nicht der leichte Schaum übrig, aus welchem sie zusammengesetzt waren."[5])

Es war erforderlich, um jeden Zweifel an dem damaligen Schollen- oder Lokalpatriotismus Fichtes zu zerstreuen, ihn möglichst viel selber reden zu lassen. Wir müssen in seiner Frühzeit ein langes, heißes Ringen um sein Geburtsland feststellen, daß einer tiefen Tragik nicht entbehrt. Wie er sich in Kleidung und äußerem Gebahren erst spät den gebildeten Kreisen anpaßte, so konnte er, der aus kleinsten Verhältnissen stammte, bei seiner ihm eigenen schwerflüssigen Art sich nicht gleich beim ersten Anlaß in die Fremde weisen lassen. Gewiß kamen ihm auch Stunden, in denen er inmitten all seiner Mißerfolge sich einredete, er habe in Sachsen nichts mehr zu suchen, aber das waren doch nur leicht begreifliche Äußerungen augenblick-

[1]) „Plan zu einer Zeitschrift über Literatur und Wahl der Lektüre." LLB II, 11—14.
[2]) LLB I, 74.
[3]) LLB I, 80.
[4]) LLB I, 101.
[5]) LLB I, 107.

lichen Unmutes, aus denen wir nur die sich vorbereitende innere Loslösung und Befreiung herauslesen dürfen. Denn eine journalistische und politische Wirksamkeit, die nicht oberflächlicher Art ist, sondern tiefer geht, ist ihm nur möglich da, wo ihm Land und Leute genau vertraut sind: „Ich muß in dem Lande leben, für welches ich schreibe; muß wissen, was das Publikum in demselben liest; wie es davon affiziert wird; wie sein Geschmack überhaupt ist, und wie er sich von Zeit zu Zeit modifiziert. Das kann nur in Sachsen der Fall für mich sein, wo ich allerorten Bekannte habe, reisen, in Gesellschaften aller Art kommen, unbemerkt den Volksgeschmack beobachten, überdies in alle Winkel korrespondieren kann.“ [1])

[1]) LLB I, 76.

§ 4.

Die Erweiterung von Fichtes politischem Gesichtskreise während seines ersten Aufenthaltes in Preußen.

Fichte begab sich, um seine Bedrängnis loszuwerden, Mitte Mai 1791 — wieder als Hauslehrer — nach Warschau. Auf dem Wege dorthin betrat er zum ersten Male preußischen Boden. Obwohl er sich dahin geäußert hat, daß die gegen 5 Wochen dauernde Reise nach der polnischen Hauptstadt durch Sachsen und Schlesien ihre Freuden, durch Polen ihre Leiden hatte,[1]) so klingt doch aus seinem von gutem Verständnisse für Land und Leute zeugenden Reisetagebuche[2]) ganz leise ein Unterton heraus, als ob ihm die Fußwanderung durch Schlesien nur ein frostiges Vergnügen bereitet habe, ähnlich, wie sein späterer Freund Theodor von Schön bei seinem ersten Besuche dieser Provinz allerlei auszusetzen fand und demgegenüber Kursachsen relativ günstig beurteilte.[3])

Da Fichte in Warschau nicht das fand, was er suchte, schüttelte er schon nach wenigen Tagen den Staub dieser Stadt von seinen Füßen. Sein Ziel war jetzt Königberg, wohin ihn ein starker innerer Drang trieb, um Kant persönlich kennen zu lernen. Die Art und Weise, wie er sich durch seinen in wenigen Wochen hingeworfenen „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" bei dem Philosophen zu Ansehen zu bringen wußte, ist bekannt. Für uns ist aber wichtig, daß er hier die Bekanntschaft mit Theodor von Schön machte. Fichte hatte sich in Leipzig einsam gefühlt. Was ihm am meisten fehlte, waren Freunde.[4]) Keinem von seinen dortigen Bekannten war er wirklich näher getreten. In dem um ein gutes Jahrzehnt jüngeren achtzehnjährigen Studenten fand er den ersten Freund

---

[1]) Kabitz, Abg., 19/20.
[2]) LLB I, 118 ff.
[3]) Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön, 1—7. Halle uud Berlin, 1877—83. I., S. 18 ff.
[4]) Weinhold, S. 9.

seines Lebens. Die wichtigsten Zeugnisse dieser Freundschaft sind uns in Schöns Papieren erhalten. Von ihm haben wir jene knappe, schöne Schilderung, wie sich Fichte in Königsberg und bei Kant einführte.[1]) Da das Verhältnis beider zueinander neuerdings[2]) befriedigend gewürdigt worden ist, so brauchen wir nicht näher darauf einzugehen, Aber auf einen bisher nicht beachteten Punkt muß hier doch hingewiesen werden: Fichte hat später eines seiner besten Werke, in dem er seine volkswirtschaftlichen Gedanken in klassischer Form niederlegte, den „geschlossenen Handelsstaat", dem preußischen Staatsminister Karl August von Struensee[3]) „als ein Denkmal" seiner „freien Verehrung"[4]) zugeeignet. Außer dem Dankbriefe[5]) Struensees an den Autor und einer Bemerkung des Autors in der Zueignung selbst,[6]) die auf persönliche Bekanntschaft schließen läßt, wissen wir Näheres über ihre Beziehungen zu einander nicht. Selbstverständlich hat aber Fichte Struensees Werke gekannt, und mit großer Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, daß Schön gewissermaßen die Brücke zwischen beiden gebildet hat. Denn Schön hat Struensee für den größten Staatsmann gehalten, den Preußen je gehabt hat,[7]) und er nennt ihn in seiner Selbstbiographie den einzigen Stern erster Größe im Generaldirektorium, dessen Äußerungen zuweilen Blitze waren, welche den Saal voll dunkler Köpfe erleuchteten, und der sich frei fühlte von dem Gebahren engherziger Patrioten, die die Wärme ihrer Vaterlandsliebe bei jeder Gelegenheit zu dokumentieren suchen.[8]) Bezeichnend ist vielleicht auch, daß der „geschlossene

[1]) Zur Knaben- und Jünglingszeit Theodors von Schön. Nach dessen Papieren zusammengestellt von seinem Sohne. Berlin 1896, S. 101 f. und: Aus den Papieren, I, S. 8 ff.

[2]) Medicus, Einl., S. XXXVI ff.

[3]) Über ihn, den Bruder des dänischen Ministers siehe H. v. Petersdorff in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" XXXVI, S. 661—665, wo sich auch die Literatur über ihn und seine Werke verzeichnet findet.

[4]) Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke, hrsg. v. J. H. Fichte, 8 Bde., Berlin 1845—46. III., S. 389 (künftig zitiert W III 389).

[5]) LLB II, 549 f.

[6]) W III, 394.

[7]) Schön, Aus den Papieren, I 30.

[8]) Bei der Wertschätzung Struensees unterläuft aber Schön eine bedenkliche Unterschätzung Steins, der ihm nicht wissenschaftlich und philosophisch gebildet genug erscheint. Fichte hat sich über seine Ansicht von Stein nicht genauer ausgelassen; seiner ganzen Anschauung nach neigte er sicherlich mehr zu den philosophisch veranlagten Staats-

Handelsstaat" im selben Jahre (1800) herauskam, in dem Schön ins Generaldirektorium berufen wurde.

Der Verkehr nun zwischen Schön und Fichte ist für beide fruchtbringend gewesen, und besonders die in Schöns Papieren mitgeteilten Briefe[1]) bieten ein Bild schönster geistiger Wechselwirkung. In seinen Königsberger und Krockower[2]) Tagen beschäftigte sich Fichte mit politischen Problemen, und vor allen Dingen begann er, Fühlung zu nehmen mit dem preußischen Staatswesen, mit dem er sich, was unter der Herrschaft des allmächtigen Ministers Wöllner nur zu leicht begreiflich ist, nicht befreunden konnte. Zudem machte er bei der Drucklegung seiner „Kritik aller Offenbarung" mit der strengen preußischen Zensur schlechte Erfahrungen, sodaß er sich über die „preußische Inquisition" in heftigen Ausdrücken erging. Aber noch eine andere Maßregel hat ihn damals sehr gereizt: Das Wöllnersche Religionsedikt[3]) — wohl neben dem Zensuredikt[4]) die einschneidendste Hemmung für das preußische Geistesleben, das von allen Seiten auf das heftigste bekämpft wurde. Das Religionsedikt bildet in seinen Briefen das Hauptthema, und eifrig studiert er die dagegen erscheinende Literatur.[4]) Namentlich dem Prozeß des Predigers Schulz scheint er besonders Interesse abgewonnen zu haben.

Auch er wollte in die literarische Fehde um das Edikt eingreifen und begann eine Schrift zu verfassen, betitelt: „Zuruf an die Bewohner der Preußischen Staaten veranlaßt durch die freimüthigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen Preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen".[5])

männern. Über Fichtes spätere Reformpläne und ihren Zusammenhang mit den praktischen Reformen nach 1806 vgl. ausführlich F. Janson, Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihres aktuell politischen Gehaltes. In „Abhdlgn. z. m. u. n. Gesch." Heft 33. Berlin und Leipzig 1911, bes. S. 61 bis Schluß. — Die Literatur über Schön übrigens A D B XXXII. S. 781—792.

[1]) Schön, Aus den Papieren I. Anhang, S. 9—46.

[2]) F. weilte in Krockow von September 1791 bis Frühjahr 1793. Er hatte, da er am Ende seiner Mittel war, seinen „Ekel gegen das Hofmeisterleben" noch einmal überwinden müssen (Weinhold S. 23).

[3]) Der Wortlaut der Edikte steht in: Novum corpus constitutionum Prussico-Brandenburgensium praecipue marchicarum usw. VIII, Berlin 1791, S. 2175—2184 (Religionsedikt) und S. 2339—2350 (Zensuredikt).

[4]) Schön, Aus den Papieren I, Anhg., S. 16, 18 ff., 21 ff.

[5]) S. o. S. 12.

Fichtes Sohn legt vielleicht irrtümlicher Weise diesen Aufsatz zusammen mit der Abhandlung gegen den Büchernachdruck[1]) noch in das Jahr 1791. Seitdem wir aber die Briefe aus Krockow an Schön kennen, kann kein Zweifel sein, daß das Stück in den Sommer 1792 zu verlegen ist. Es blieb in den ersten Anfängen stecken. Die in der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrte Handschrift enthält auf elf Quartseiten die Widmung an alle unbefangenen Beurteiler, ferner „Ideen zur Dedikation an Preußens gerechte Bewohner, an denjenigen Teil des Publikums, der noch unparteiisch urteilen kann", mit dem Motto „homo sum humani nihil a me alienum puto", und die Vorrede. Zur eigentlichen Abhandlung ist es nicht mehr gekommen — warum nicht, das soll weiter unten erörtert werden. Die vorliegenden Fragmente sind trotzdem in mehr als einer Beziehung interessant und wichtig; denn einmal können wir sie als Vorarbeit betrachten zu der bald darauf folgenden Rede über die Denkfreiheit, dann aber enthalten die Blätter ferner eine Charakteristik und Gegenüberstellung Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II. Es ist dies die einzige Stelle, wo wir in Fichtes Werken eine solche spezielle Auslassung über zwei regierende Fürsten finden, und zwar zeigt sie ein sonderbares Gemisch von Satire und Ernst, von Wahrheit und Verzerrung.

Nicht für die erleuchteten Freunde des Königs und seiner Staatsverwaltung sind die Blätter geschrieben, sondern für die, denen durch die sie bestürmenden Vorstellungen der Gegner des Edikts das Zutrauen zur Regierung verloren zu gehen droht. Fichte ermahnt zur unbefangenen Beurteilung. Seine Leser sollen versuchen, Individuum und Staatsbürger zu trennen und die Frage in aller Ruhe und Objektivität untersuchen, als ob sie die davon Betroffenen garnichts anginge. Deshalb will er nicht durch Deklamationen die Herzen seiner Leser zu befeuern und durch Überredungskünste ihre Urteilskraft zu täuschen suchen, sondern mit fester Hand Gründe gegen Gründe abwägen. Dafür verlangt er Vertrauen, dessen er hinreichend würdig zu sein glaubt, denn kein Privatinteresse leitet ihm die Feder. Preußens König ist ihm so fremd, wie

[1]) W VIII, 223—244.

irgend ein Monarch der Erde, und keiner der preußischen Minister und Räte ist ihm bekannt. Ferner ist er Ausländer,[1]) steht deshalb der Frage ferner. Er weilt nur als Gast auf preußischem Boden und wird in kurzem das Land wieder verlassen. Er erhofft keinen Vorteil für sein Auftreten, vielmehr wagt er etwas, indem er gegen Männer vorgeht, deren Denkungsart er mit Ausnahme des vorliegenden Falles hochschätzt, deren Freundschaft ihm wert ist, die er, wenn er als Verfasser seiner Schrift bekannt wird, leicht verlieren kann. Auch Ruhm will er sich damit nicht erwerben. Einzig und allein die Liebe zur Wahrheit treibt ihn, ohne hinwiderum dafür einstehen zu wollen, daß alles, was er niederschreibt, absolute Wahrheit in sich berge. Er will sich nur um die Wahrheit bemühen, und der Ton, mit dem er seine Sache zu führen gedenkt, soll vornehm sein, denn — und damit hat er wohl die Freunde wie die Gegner des Ediktes im Auge — „harte Ausfälle auf anders Denkende ziemen nur dem, der sich auf die Stärke seiner Gründe nicht verlassen darf. Die Sprache der Überzeugung ist sanft, und jeder, der eine andere redet, entdeckt eben durch sie den Mangel an Überzeugung, den er durch sie verbergen will". Durch Schimpfen und Schmähen wird die Wahrheit geschändet, die Wahrheit aber ist „heilige Sache der Religion".

Woran liegt es nun, daß man unzufrieden ist mit der neuen Verfügung? Woran überhaupt, daß man die jetzige Regierung mehr tadelt als lobt? Ein kurzer Blick auf die Charaktere des jetzigen und des früheren Regenten, über beider Regierungssysteme, über die Erwartungen des Volkes beim Regierungswechsel, kann zur Beantwortung der Fragen führen.

Friedrich „der Einzige", wie auch Fichte ihn, gleich vielen damals, benennt, war auf eine andere Art groß, als sein Nachfolger. Er hat lange Perioden seiner Regierungszeit im Kriege gelegen mit Europens Scharen, mit den Elementen und dem Schicksal, um seine Ehre und Existenz. Durch seine so erworbene Größe hatte er fast aufgehört, Mensch zu sein, und jeder, der ihm nahte, fühlte die Übermacht nicht des Monarchen, sondern des Mannes. Er war frei von allen

[1]) Auf sein Ausländertum beruft er sich mehrere Male ganz nachdrücklich.

willkürlichen, despotischen Handlungen. Aber obwohl er den Grundsatz aufgestellt hatte, der König sei der erste Diener des Staates, und ihn auch befolgte, entfernte er sich als Mensch von seinen Untertanen mehr und mehr. Er verbreitete nicht Liebe um sich, sondern schaudernde Ehrfurcht flößte er ein, und Mißvergnügen wagte in seiner Nähe nicht laut zu werden. Unter ihm blühten Künste und Wissenschaften, und ein Feuer der Untersuchung erregte in den Köpfen eine heilsame Gärung, die über viele Dunkelheiten Licht verbreitete. Aber Friedrich stand der Religion gleichgültig gegenüber, und diese Gleichgültigkeit ergriff allmählich einen großen Teil des Volkes. So kam es, daß die gewährten Freiheiten mißbraucht wurden. Glaubens- und Denkfreiheit arteten in Ungebundenheit aus. Wissenschaftliche Resultate, die nur für das Verständnis gelehrter Köpfe berechnet waren und als Grundlage zu weiterem Forschen dienen konnten, setzten sich im Volke fest, wurden nicht verstanden und richteten eine heillose Verwirrung an.

Diesen Zuständen ein Ende zu machen, ist Friedrichs Nachfolger Friedrich Wilhelm II. bestrebt. Er will sein Volk von dieser unheilvollen Bahn wieder auf die richtige geleiten. Menschlich gibt er sich zugänglicher und er glänzt in bescheidenerer Größe als sein Vorgänger. Er möchte seinen Untertanen ein gütiger Vater und wahrer Freund sein. Ohne ihre Liebe und ihr Zutrauen dünkt er sich arm. In Demut beugt er sich vor Gott, und die Religion, deren beruhigende Wirkung er fühlt, ist ihm teuer. Aus allgemeiner Menschenliebe möchte er gern sein ganzes Volk im Genuß der Religion so selig machen, als er selbst ist.

Ein mit solchen Eigenschaften begabter Herrscher sollte der Angebetete, der Liebling seines Volkes sein. Warum ist er es nicht? Warum wird er weder so allgemein noch so innig geliebt und verehrt, wie man es erwarten sollte? Friedrichs des Großen übergewaltige Persönlichkeit lastete schließlich wie ein Druck auf seinem Volke. Bei seinem Tode atmete man auf und versprach sich Erleichterungen. Unter Friedrich wagte kein Tadel laut zu werden, aber alles, was sich an Unzufriedenheit angehäuft hatte, brach nach seinem Ableben hervor. Manche abändernden Maßregeln wurden nun ergriffen. Daß sie nicht

die gewünschte Wirkung hatten, daran war das ganze System der preußischen Regierung schuld. So heilsam vielleicht manche Verordnungen für die Gesamtheit waren, so lästig fielen sie oft dem Einzelnen. Mancher fühlte sich vielleicht durch sie mehr beengt als sein Nachbar, alles Gründe zu neuem Mißvergnügen. Dazu kommt, daß viele unter einer neuen Regierung zu Ehren, Würden und Ansehen zu gelangen hoffen, wonach sie unter der alten vergeblich gestrebt haben, auch wenn sie kein anderes Verdienst haben, als den Namen ihrer Familie. Werden ihre geheimen Wünsche nicht erfüllt, so gehen sie ins Lager der Unzufriedenen über. Der hauptsächlichste Grund zur Unzufriedenheit aber war die Maßnahme, wodurch der neue König seinen Untertanen den väterlichsten Dienst zu erweisen hoffte: daß er der eingerissenen geistigen und religiösen Ungebundenheit Zügel anlegte. Er glaubte, im Sinne des Volkswohls zu handeln und hielt es für seine unbedingte Fürstenpflicht, alle Auswüchse in dieser Hinsicht zu beseitigen. Dagegen lehnt sich die Masse auf, die unfähig ist, tiefer zu sehen, und zu begreifen, worum es sich handelt. Die herrschende Gärung aber machen sich manche Männer, oft nur aus persönlichem Ehrgeize, zu nutze; sie hetzen durch Flugschriften gegen die Regierung und ihre Anordnungen, richten so höchst verwerflicher Weise eine Scheidewand zwischen König und Volk auf und verschärfen die Gegensätze noch mehr.

Was bezwecken nun die geistlichen Anordnungen? Darüber muß das Volk aufgeklärt und zum richtigen Verständnis geführt werden. Das gerade will Fichte mit seiner Schrift, wie er zunächst angibt. Er fühlt sich dazu berufen, das Wort zu ergreifen, in seiner Eigenschaft als Mensch, Gelehrter und Theologe. Daß er Ausländer ist, und so den nötigen Abstand hat, persönlich also von dem Edikt nicht betroffen wird, kann für seine Auffassung der Sachlage nur günstig sein und sie im objektiven Sinne beeinflussen.

Soweit reicht das Manuskript. Ein merkwürdiges Fragment, das zu den sonstigen Anschauungen Fichtes im größten Gegensatze steht. Wo wollte die Abhandlung hinaus? Sollte etwa, wie Fichtes Sohn meint,[1]) die anfangs ausgeführte An-

[1]) LLB I, 147.

sicht „nur zur Kehrseite dienen oder als Parodie behauptet werden, um sie nachher durch eine polemische Wendung desto sicherer zu treffen?" Man könnte auch anders auslegen. Wahrscheinlicher ist, daß Fichte einerseits die guten Absichten des Königs, der nach Maßgabe seiner Fürstenpflicht zu handeln glaubte, wie dies im Edikt mehrere Male ausdrücklich steht, dem Volke begreiflich machen wollte, und andererseits ebenso sachlich und ruhig dem Könige darzulegen die Absicht hatte, daß er mit seinen Maßregeln die Grenzen seiner Pflichten und Befugnisse überschritten habe. Die Schrift sollte keine Kampfschrift sein, sondern eine Schrift der Verständigung werden.

Nun aber beeinflußte die Kantische Philosophie nicht nur Fichtes philosophische, sondern naturgemäß auch seine politische Anschauung dahin, daß er hier wie dort nach dem Allgemeingültigen, nach bleibenden Werten suchte. So erwuchs ihm politisch auf Grund seiner eigenen Erfahrung aus allerlei Einzelfällen — wie Zensur, Büchernachdruck,[1]) Religionsedikt usw. — die Forderung nach einem idealen, allen Anforderungen genügenden Staatswesen. Er hatte eingesehen, daß mit Flickwerk nichts zu erreichen war, — das ganze System müsse erneuert, das alte von Grund auf bekämpft werden. So ließ er denn die Versöhnungsschrift über das Religionsedikt unvollendet liegen. Es war jetzt nur ein leicht sich ergebender Schritt vom Besonderen zum Allgemeinen, auf Grund aller Erfahrungen über die Denkfreiheit überhaupt zu reden und sie in flammenden Worten von den Fürsten Europens zu verlangen. Wenn aber die wahre Denkfreiheit unterdrückt wird, wenn der Staat den an ihn zu stellenden Anforderungen nicht

---

[1]) Gegen den Büchernachdruck wendet sich eine Abhandlung Fichtes in der „Berliner Monatsschrift", Bd. 21, S. 443—483 (jetzt W VIII 223—244). Sie richtet sich besonders gegen einen Aufsatz von Reimarus im „Deutschen Magazin", April 1791, wo 1. für die Rechtmäßigkeit, 2. für die Nützlichkeit des Büchernachdrucks eine Lanze gebrochen wird. Fichte weist nach, wie Büchernachdruck Diebstahl an geistigem Eigentum sei und wendet sich gegen das Nützlichkeitsprinzip. — Übrigens wurde der Büchernachdruck damals stark betrieben, ja von den Regierungen begünstigt, so von Friedrich dem Großen, der sogar darin für seine Papierindustrie ein neues Feld der Tätigkeit erblickte. (Vgl. Die politischen Testamente der Hohenzollern nebst ergänzenden Aktenstücken. Herausgeg von G. Küntzel, Bd. II, S. 25. Politisches Testament Fr. d. Gr. von 1752).

gerecht wird, hat das Volk das Recht, auf dem Wege der Revolution den Staat umzuformen. Das ist der weitere gedankliche Schritt in der Schrift über die Revolution.[1])

In Parallele zu der geschilderten Entwicklung steht es, wenn er nun auch den Schollenpatriotismus abstreifte. Seine Gedanken begannen die Grenzen des Partikularstaates zu überströmen. Zunächst mußte er sich aber erst einmal durch theoretische Denkarbeit das feste Fundament bauen zu der freieren, geweiteten politischen Anschauung seiner Glanzzeit, einer Anschauung, die man manchmal unvorsichtig schlechthin mit dem Schlagworte Kosmopolitismus bezeichnet hat.

---

[1]) Bezeichnend ist, daß die Schrift nicht zu Ende geführt wurde. F. wollte dem theoretischen Teil einen praktischen folgen lassen. Daß der praktische Teil fortblieb, paßt durchaus in seine Entwicklung, die von jetzt an vorläufig mehr auf das Theoretische gerichtet war.

§ 5.

Die Rede über die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europens, die sie bisher unterdrückten" und das Wöllnersche Religionsedikt.

Das nach Wöllner benannte preußische Edikt, „die Religionsverfassung in den preußischen Staaten betreffend", vom 9. Juli 1788 ist also der direkte Anlaß zu der Abhandlung über die Zurückforderung der Denkfreiheit gewesen. Daran kann nach Kenntnis des oben besprochenen Fragmentes kein Zweifel mehr sein. Da aber in anderen Staaten ähnliche und sogar schlimmere Zustände herrschten, als in Preußen, so war es Fichte ein Leichtes, seine Forderung ganz allgemein auszusprechen, um nicht Gefahr zu laufen, eine bestimmte Regierung zu beleidigen: „Der Verfasser dieser Blätter", sagt er eingangs, „glaubt weder durch seine Behauptungen noch durch seinen Ton irgend einen Fürsten der Erde zu beleidigen, sondern vielmehr sie alle zu verbinden. Daß man glaubt, in einem gewissen großen Staate[1]) werde den Sätzen, die er hier zu begründen sucht, geradezu entgegengehandelt, hat ihm freilich nicht verborgen bleiben können; aber er wußte nicht weniger, daß in benachbarten protestantischen Staaten wohl mehr geschieht, ohne daß jemand sich sonderlich dagegen ereifert, weil man es da von jeher nicht anders gewohnt war".[2]) Fichte stellt also hier Preußen doch noch den anderen Staaten in günstigem Lichte gegenüber. Diese Hemmungen des Geisteslebens und der freien Überzeugung waren in Preußen erst seit dem Tode Friedrichs des Großen aufgekommen, während es anderswo immer so gewesen war.

Der Zweck der Schrift ist ein zweifacher: Einerseits soll darin das Recht der Denkfreiheit bewiesen und gefordert werden, andererseits soll die Schrift ein Prüfstein für die Regierungen sein. „In einem Zeitalter, wo doch die mehresten der deutschen

---

[1]) d. h. in Preußen.
[2]) W VI, 4.

Fürsten sich durch guten Willen und Popularität auszuzeichnen suchen; wo sie so viel tun, um die Etikette, die einst zwischen ihnen und ihren Mitbürgern eine ungeheure Kluft befestigte, und die ihnen selbst ebenso lästig, als diesen schädlich ward, zu vernichten; wo insbesondere manche sich das Ansehen geben, Gelehrte und Gelehrsamkeit zu schätzen",[1]) können die Regierungen zeigen, ob es ihnen wirklich ernst ist mit ihren vorgeblichen Bestrebungen. Jeder Staat kann „durch die Erlaubnis ihres Druckes (d. h. des der Abhandlung) und ihres öffentlichen Verkaufes, durch die Verteilung derselben an seine Geistlichen[2]) usw. die Reinheit seiner Absichten" beweisen. „Kein Staat, in welchem diese Blätter gedruckt und öffentlich verkauft werden, sucht die Aufklärung zu unterdrücken."[3]) Es wird sich also zeigen, ob es Staaten gibt, die gewillt sind, die Denkfreiheit zu schützen. Die Denkfreiheit aber ist die Grundbedingung alles Fortschrittes. Eher sollte das letzte Stück Brot der Macht der Gewalthaber geopfert werden, als dieses höchste Gut.

Die Denkfreiheit gehört zu den unveräußerlichen Rechten des Menschen; sie ist, wie jede Äußerung des Wollens, ein inniger Bestandteil seiner Persönlichkeit und von ihm nicht zu trennen. Sie ist die notwendige Bedingung, unter welcher er allein von sich sagen kann: Ich bin ein selbständiges Wesen. Diese Eigenart aufzugeben, ist unmöglich Darum ist es keiner Macht der Erde erlaubt, auch nur zu versuchen, uns dieses unveräußerliche Recht zu nehmen, ebensowenig wie wir selber das Recht haben, uns seiner zu entäußern beim Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft.

Aber, so wird hier eingeworfen, die Denkfreiheit soll ja garnicht unterdrückt werden! Jeder kann denken, was er will! In dem Wöllnerschen Religionsedikt ist ausdrücklich vermerkt, daß „niemandem der mindeste Gewissenszwang zu keiner Zeit angetan werden" solle, „so lange ein jeder ruhig als ein guter Bürger des Staates seine Pflichten erfüllet, — und jetzt kommt der Haken — seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behält, und sich sorgfältig hütet, solche nicht

[1]) W VI, 3.
[2]) Wieder Bezug auf das Edikt.
[3]) W VI, 4.

auszubreiten oder andere dazu zu überreden, und in ihrem Glauben irre oder wankend zu machen.[1]) Gegen eine solche Auslegung der Denkfreiheit wendet sich Fichte in scharfen Worten: „Haben wir Euch nicht laut und feierlich genug die Erlaubnis gegeben, frei zu denken?", so ruft man denen, die Einspruch erheben, zu! „Und wir wollen dies zugestehen, wir wollen die ängstlichen Versuche vergessen, die man machte, uns der besten Hülfsmittel zu berauben; — es vergessen, mit welcher Emsigkeit man in jedem neuen Lichte die alte Finsternis zu färben sucht; — wir wollen um Worte nicht handeln — ja, ihr erlaubt uns zu denken, da ihr es nicht hindern könnt; aber ihr verbietet uns, unsere Gedanken mitzuteilen; ihr nehmt also nicht unser unveräußerliches Recht frei zu denken, ihr nehmt bloß das, unser Freigedachtes mitzuteilen, in Anspruch." [2])

Wie steht es nun mit dem Verbote der freien Meinungsäußerung? Der Mensch hat zu allem ein Recht, was das Sittengesetz nicht verbietet; und das Sittengesetz verbietet die freie Meinungsäußerung nicht. Weiterhin aber begibt sich jeder, der sich des Rechtes, seine Gedanken anderen mitzuteilen, entäußert, auch der Möglichkeit des geistigen Nehmens von anderen; denn sich anderen mitzuteilen, hat nur Wert, wenn diese dadurch belehrt, oder beeinflußt werden sollen. Will man daher die freie Meinungsäußerung versagen, so unterbindet man damit den geistigen Austausch überhaupt und zerschneidet das schönste Band, das Menschen an Menschen kettet, das Geister in Geister überfließen macht. „Das Recht des freien Nehmens alles desjenigen, was brauchbar für uns ist, ist ein Bestandteil unserer Persönlichkeit; es gehört zu unserer Bestimmung, frei alles dasjenige zu brauchen, was zu unserer geistigen und sittlichen Bildung offen für uns da liegt; ohne diese Bedingung wäre Freiheit und Moralität ein unbrauchbares Geschenk für uns. Eine der reichhaltigsten Quellen unserer Belehrung und Bildung ist die Mitteilung von Geist zu Geiste. Das Recht aus dieser Quelle zu schöpfen, können wir nicht aufgeben, ohne unsere Geistigkeit, unsere Freiheit und

[1]) Novum corpus constitutionum usw. VIII, S. 2176 f. (§ 2). Im Eingange des Ediktes heißt es sogar, daß es zum Schutze der Gewissensfreiheit erlassen sei.

[2]) W VI, 14/15.

Persönlichkeit aufzugeben; wir dürfen es mithin nicht aufgeben; mithin darf auch der andere sein Recht, uns daraus schöpfen zu lassen, nicht aufgeben. Durch die Unveräußerlichkeit unseres Rechts zu nehmen, wird auch sein Recht zu geben unveräußerlich." [1])

Den lähmenden Maßnahmen der Regierungen ist schon mancher zum Opfer gefallen, unter ihnen sogar derjenige, der uns unter das Gesetz der Freiheit führen und uns so das größte Glück bringen wollte, — Kant. [2])

Aber — so wird man natürlich antworten —: nicht verbieten wir, das Gute zu verbreiten, sondern das Gift. Die Wahrheit darf ruhig verkündet werden. Es erhebt sich da die Frage nach dem, was Wahrheit ist. Die objektive Wahrheit in reinster Form kann nicht verkündet werden, wohl aber das, was einer nach dem Sittengesetz für wahr hält. Doch auf die wirkliche Wahrheit kommt es ja den Regierungen garnicht an. Nein, die Wahrheit wird nicht nach Maßgabe des Sittengesetzes, sondern nach dem jeweiligen Willen und Interesse des Fürsten bestimmt. Darum muß der freie Geist geknechtet werden! Darum sind Mittel notwendig, die Masse geistig niederzuhalten, damit der Untertan „auch außer dem Stocke und der Fessel nicht anders atme, als ihr ihm winktet. Lähmt" — ihr Fürsten — „das erste Prinzip der Selbsttätigkeit in ihm, seinen Gedanken; untersteht er es sich nicht mehr anders, als ihr es ihm, mittelbar oder unmittelbar, durch seinen Beichtvater, oder durch eure Religionsedikte befehlt, zu denken: so ist er ganz die Maschine, die ihr haben wollt, und nun könnt ihr ihn nach Belieben brauchen." [3]) So wechselt denn die Wahrheit mit den Regierungen! Das Unmoralische solcher Handlungsweise ist klar. Freies Forschen ist unveräußerliches Menschenrecht. Der Mensch handelt sogar wider das Sittengesetz, wenn er dies Recht abgeben will. „Die Gesellschaft hat mithin gar kein Recht, ein solches Versprechen zu fordern oder anzunehmen; denn es widerspricht einem

[1]) W VI, 16/17.

[2]) Auf ihn deutet Fichte W VI, 15. Anm. Kant war bekanntlich von der preußischen Zensur gemaßregelt worden.

[3]) W VI, 21/22.

unveräußerlichen Menschenrechte: kein Mitglied hat ein Recht, ein solches Versprechen zu geben; denn es widerspricht der Persönlichkeit des anderen, und der Möglichkeit, daß er überhaupt moralisch handle. Jeder, der es gibt, handelt pflichtwidrig, und, sobald er dies erkennt, wird es Pflicht, sein Versprechen zurückzunehmen." [1])

Und nun wendet Fichte sich gegen all das unwahrhaftige Treiben, daß den preußischen Hof ergriffen hatte, das sich mit religiösen Motiven und dem verworrensten Symbolismus zu decken suchte: „Ihr erschreckt über die Kühnheit meiner Folgerungen, Freunde und Diener der alten Finsternis; denn Leute eurer Art sind leicht zu erschrecken. Ihr hofftet, daß ich wenigstens noch ein bedächtliches „insofern freilich" mir vorbehalten, noch ein kleines Hintertürchen für euren Religionseid, für eure symbolischen Bücher, u. s. f. offen gelassen hätte. Und hätte ich es, so wollte ich es hier euch zu Gefallen nicht öffnen; — eben darum, weil man immer so säuberlich mit euch verfuhr, euch immer zu sehr markten ließ, den Geschwüren, die euch am wehesten tun, immer so bedächtig auswich, an eurer Mohrenschwärze wusch, ohne euch die Haut naß machen zu wollen: darum habt ihr euch so laut gemacht. Ihr werdet euch von nun an daran gewöhnen müssen, die Wahrheit ohne Hülle zu erblicken." [2]) Dann aber wendet sich Fichte direkt an die Fürsten, uud was er in seinem „Zuruf an die Bewohner der preußischen Staaten" vielleicht, wie wir angedeutet haben, in milderer Form dem preußischen Könige hat begreiflich machen wollen, daß er seine Befugnisse mit seinen Edikten über Religion und Zensur überschritten habe, — hier sagt er es frei heraus: „Fürst, Du hast kein Recht unsere Denkfreiheit zu unterdrücken: und wozu Du kein Recht hast, das mußt Du nie tun, und wenn um Dich herum die Welten untergehen, und Du mit deinem Volke unter ihren Trümmern begraben werden solltest. Für die Trümmer der Welten, für Dich, und für uns unter den Trümmern wird der sorgen, der uns die Rechte gab, die Du respektiertest." [3]) „Leitet die Untersuchungen

[1]) W VI, 24.
[2]) W VI, 24/25.
[3]) W VI, 28.

des Forschungsgeistes auf die gegenwärtigsten, dringendsten Bedürfnisse der Menschheit; aber leitet sie mit leichter weiser Hand, nie als Beherrscher, sondern als freie Mitarbeiter, nie als Gebieter über den Geist, sondern als frohe Mitgenossen seiner Früchte. Zwang ist der Wahrheit zuwider; nur in der Freiheit ihres Geburtslandes, der Geisterwelt, kann sie gedeihen." [1])

[1]) W VI, 34.

§ 6.

Die Entwicklung und die Leistungen Deutschlands und Frankreichs im Spiegel der Schriften über die Denkfreiheit und über die französische Revolution.

Wenn die Denkfreiheit im oben ausgeführten Sinne der Anfang alles menschlichen Fortschrittes ist, wenn sie, wie wir sahen, überall in Deutschland und nach dem Tode Friedrichs des Großen auch in Preußen, mit scharfen Mitteln niedergehalten wurde, so war es ganz natürlich, daß Fichte seine Blicke hinüber schweifen ließ über den Rhein, wo gegen das alte System sich die radikalsten, erschütterndsten Staatsumwälzungen vollzogen hatten, die die Welt je gesehen, — zumal in Deutschland die Anhängerschaft der neuen Ideen in stetem Wachsen begriffen war. Deutschland — oder sagen wir doch lieber: Preußen — und Frankreich bilden die großen Gegensätze, — und das legt die Frage nahe, wie Fichte die Leistungen beider Staaten einschätzt. Die Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten, da er seinen „Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution" nicht vollendet hat. Für den zweiten Teil dieser Abhandlung sollte ihm nämlich die französische Nation reichlichen Stoff liefern. Da sollten „Grundsätze für die Beurteilung der Weisheit ihrer Verfassung" aufgestellt werden.[1]) Es hätte dabei nahe gelegen, Vergleiche mit Deutschland zu ziehen. Wir hätten so ein genaueres Bild von Fichtes Ansichten erhalten. Obwohl also Fichte bei seiner Beurteilung nicht ins einzelne hinabsteigt, wollen wir versuchen, seine Gedankengänge in der angegebenen Richtung zu verfolgen.

Er geht davon aus, auf welche Weise ein Fortschritt im staatlichen Leben sich überhaupt vollziehen könne, und nennt zwei Möglichkeiten: „Entweder durch gewaltsame Sprünge, oder durch allmähliches, langsames, aber sicheres Fortschreiten".[2])

---

[1]) W VI, 42.
[2]) W VI, 5.

Frankreich ist für die erstere, Deutschland für die letztere Art Beispiel. Beide haben vieles für und gegen sich: „Durch Sprünge, durch gewaltsame Staatserschütterungen und Umwälzungen kann ein Volk während eines halben Jahrhunderts weiter vorwärts kommen, als es in zehen gekommen wäre — aber dieses halbe Jahrhundert ist auch elend und mühevoll — aber es kann auch ebenso weit zurückkommen, und in die Barbarei des vorigen Jahrtausends zurückgeworfen werden. . . . Gewaltsame Revolutionen sind stets ein kühnes Wagestück der Menschheit; gelingen sie, so ist der errungene Sieg des ausgestandenen Ungemachs wohl wert; mißlingen sie, so drängt ihr euch durch Elend zu größerem Elende hindurch. Sicherer ist allmähliches Fortschreiten zur größeren Aufklärung, und mit ihr zur Verbesserung der Staatsverfassung. Die Fortschritte, die ihr macht, sind weniger bemerkbar, indem sie geschehen; aber ihr seht hinter euch, und ihr erblicket eine große Strecke zurückgelegten Weges." [1]) Die Entwicklung Frankreichs hat zu dem gewaltsamen Wege geführt. Bei einem so sehr jeglichem Fortschritte abgeneigten Regierungssystem mußte eines Tages der Sturm sich erheben und es wegfegen. Denn es ist auf die Dauer nicht möglich, daß ein Volk aufs Schwerste geknechtet und zu Boden gehalten wird. „Der zurückgehaltene Gang der Natur bricht gewaltsam durch und vernichtet alles, was ihm im Wege steht, die Menschheit rächt sich auf das Grausamste an ihren Unterdrückern, Revolutionen werden notwendig".[2]) Im Gegensatz dazu hat Preußen die ruhige Entwicklung durchgemacht. Es hat im achtzehnten Jahrhundert ohne alles Aufsehn einen großen Weg zurückgelegt. „Es ist wahr, der gotische Umriß des Gebäudes ist noch fast allenthalben sichtbar; die neuen Nebengebäude sind noch bei weitem nicht in ein festes Ganze vereinigt: aber sie sind doch da, und fangen an bewohnt zu werden, und die alten Raubschlösser verfallen. Sie werden, wenn man uns nicht stört, immermehr von Menschen geräumt, und den lichtscheuen Eulen und Fledermäusen zur Wohnung überlassen werden; die neuen Gebäude werden sich erweitern, und allmählich zu einem immer regelmäßigeren Ganzen vereinigen".[3])

[1]) W VI, 5/6.
[2]) W VI, 6.
[3]) W VI, 6.

Der Entwicklungsgang beider Länder ist darin treffend gezeichnet. Die Folge der verschiedenen Entwicklung ist aber eine andersartige Leistung beider Staatswesen. Während Frankreich mehr vollbracht hat für den äußeren Ausbau des Staates, sind dem preußischen Staate größere Leistungen auf kulturellem Gebiete zuzuerkennen,[1]) und besonders Friedrich der Große hat sich dadurch bei der Mit- und Nachwelt Ruhm erworben. „Das rettet", ruft Fichte aus, „deine Ehre bei der richtenden Nachwelt, unsterblicher Friedrich, erhebt dich aus der Klasse der zertretenden Despoten, und setzt dich in die ehrenvolle Reihe der Erzieher der Völker für Freiheit. . . . doch wolltest du den Verstand deiner Völker frei; . . . und hätten sie dir reif für die Freiheit geschienen, du hättest ihnen gegeben, wozu du unter einer zuweilen harten Zucht sie nur bildetest".[2])

Der Gewinn, der so an geistigem und kulturellem Gehalte unter Friedrich dem Großen erworben wurde, droht aber unter seinem Nachfolger wieder verloren zu gehen. Der Erfolg beruhte auf Friedrichs überragender Persönlichkeit. Sie bot jedoch keine Garantie für Wahrung des Erworbenen nach seinem Tode. Es ist der Fehler der Erbmonarchie, daß die Nachfolge von vornherein durch Geburt geregelt ist, gleichgültig, ob der Nachfolger sich als fähig erweist, oder nicht. Darin hat also auch der bisher meist von trefflichen Herrschern regierte preußische Staat vor keinem anderen etwas voraus. Auch bei ihm ist der kulturelle und geistige Fortschritt abhängig von der Gnade und Einsicht eines Einzigen. Friedrich hat wohl den Grundsatz aufgestellt, daß der König der erste Diener des Staates sei, und hat darnach gehandelt. Das erkennt Fichte vollkommen an. Trotzdem muß er sich auch gegen den sogenannten aufgeklärten Absolutismus wenden. Denn der Fürst ist oft garnicht in der Lage, zu ermessen, was dem Allgemeinwohl dienlich sei. Friedrich Wilhelm II. hatte gewiß den besten Willen, sein Volk glücklich zu machen, und doch bedeutete seine Regierung keinen Fortschritt für die Kultur. Darum ruft Fichte den von guten Absichten beseelten Fürsten zu: „Fürsten, daß ihr nicht unsere Plagegeister sein wollt, ist gut; daß ihr unsere

[1]) Hielscher, Denksystem Fichtes S. 280/81, Anm. 67.
[2]) W VI, 99.

Götter sein wollt, ist nicht gut. Warum wollt ihr euch doch nicht entschließen, zu uns herabzusteigen, die Ersten unter Gleichen zu sein? Die Weltregierung gelingt euch nicht; ihr wißt es!“ [1]) „Ihr seid gröblich irre geleitet; Glückseligkeit erwarten wir nicht aus euer Hand, wir wissen es ja, daß ihr Menschen seid — wir erwarten Beschützung und Rückgabe unserer Rechte, die ihr uns doch wohl nur aus Irrtum nahmt.“ [2])

Lehnt Fichte also die innere Politik Preußens auf Grund seines Regierungssystems ab, so verwirft er auch seine äußere Politik. Seine Ausführungen gelten allerdings für alle Staaten Europas, aber Preußens äußere Politik war ja seit 1740 der Angelpunkt der europäischen, und so können wir die Erörterungen speziell darüber nicht übergehen. Das größte Unglück für die europäischen Staaten sieht Fichte in der Theorie des europäischen Gleichgewichtes. Über ihren Ursprung und ihre Tendenz hat er kein historisches Urteil, übrigens auch noch nicht fünfzehn Jahre später in den Reden an die deutsche Nation. Er leitet sie hier von nichts anderem ab, als von dem egoistischen Interesse der Fürsten. Wie dieser Faktor die innere Politik bestimmt, so auch die äußere. Wenn das Gleichgewicht wirklich ausbalanziert wäre, so müßte von Stund an ewiger Friede herrschen. Dadurch aber, daß die eine Macht immer fürchten muß, die andere könne irgendwie das Übergewicht erhalten, und dies nun ihrerseits zu hindern sucht, bildet die Gleichgewichtslehre für die Völker eine ständige Gefahr. Aber den Fürsten ist es ja garnicht um das Gleichgewicht zu tun, sondern um die Ausdehnung ihrer Macht. So entstehen Kriege, unter dem Vorwande, es zu erhalten oder wiederherzustellen, und so wird die ganze Lehre darüber widersinnig, indem sie, die den Frieden erhalten soll, den Krieg heraufbeschwört. Daß Fichte seine ganze Betrachtung in dem Satze formuliert: „Die Tendenz aller Monarchien ist nach Innen uneingeschränkte Alleinherrschaft, und nach Außen Universalmonarchie“, [3]) beweist, wie wenig Verständnis er damals für die in dem Gange der Geschichte immer wiederkehrende Erfahrungstatsache hatte, nach der junge,

[1]) W VI, 27.
[2]) W VI, 28.
[3]) W VI, 94.

schnell emporblühende Völker ihre Expansionskraft entfalten müssen, daß es zur Bedingung ihres Fortkommens gehört, auch ohne den Willen und das Zutun ihrer Regierung. Doch lassen wir Fichte selber reden. Er sagt:

„Damit nicht Eine Monarchie alles verschlinge und unterjoche, sagt ihr (die Fürsten), müssen mehrere Monarchien sein, welche stark genug sind, sich das Gegenwicht zu halten, und damit sie stark genug seien, muß jeder Monarch sich im Innern der Alleinherrschaft zu versichern, und von Außen seine Grenzen von Zeit zu Zeit zu erweitern suchen. — Wir dagegen folgern so: dieses stete Streben nach Vergrößerung von Innen und Außen ist ein großes Unglück für die Völker; ist es wahr, daß sie es ertragen müssen, um einem ungleich größeren zu entgehen, so laßt uns doch die Quelle jenes größeren Unglückes aufsuchen, und sie ableiten, wenn es möglich ist. Wir finden sie in der uneingeschränkten monarchischen Verfassung; jede uneingeschränkte Monarchie . . . strebt unaufhörlich nach der Universalmonarchie. Laßt uns diese Quelle verstopfen, so ist unser Übel aus dem Grunde gehoben. Wenn uns niemand mehr wird angreifen wollen, dann werden wir nicht mehr gerüstet zu sein brauchen; dann werden die schrecklichen Kriege, und die noch schrecklichere Bereitschaft zum Kriege, die wir ertragen, um Kriege zu verhindern, nicht mehr nötig sein; — nicht mehr nötig sein, daß ihr so geradehin auf die Alleinherrschaft eures Willens arbeitet — Ihr sagt: da uneingeschränkte Monarchien sein sollen, so muß sich das menschliche Geschlecht schon eine ungeheure Menge von Uebeln gefallen lassen. Wir antworten: da sich das menschliche Geschlecht diese ungeheure Menge von Übeln nicht gefallen lassen will, so sollen keine uneingeschränkten Monarchien sein. Ich weiß, daß ihr eure Folgerungen durch stehende Heere, durch schweres Geschütz, durch Fesseln und Festungsstrafe unterstützt; aber sie scheinen mir darum nicht die gründlicheren.

Ehre dem Ehre gebühret; Gerechtigkeit jedem! Das Reiben des mannigfaltigen Räderwerkes dieser künstlischen politischen Maschine von Europa erhielt die Tätigkeit des Menschengeschlechtes immer in Atem. Es war ein ewiger Kampf streitender Kräfte von Innen und von Außen. Im Innern drückte, durch das wunderbare Kunststück der Subordination der Stände, der

Souverain auf das, was ihm am nächsten stand; dieses wieder auf das, was zunächst unter ihm war; und so bis auf den Sklaven herab, der das Feld baute. Jede dieser Kräfte widerstrebte der Einwirkung, und drückte wieder nach oben herauf, und so erhielt sich durch das mannigfaltige Spiel der Maschine und durch die Elastizität des menschlichen Geistes, der es belebte, dieses sonderbare Kunstwerk, das in seiner Zusammensetzung gegen die Natur sündigte, und brachte, auch wo es von einem Punkte ausging, die verschiedensten Produkte hervor: in Deutschland eine föderative Republik, in Frankreich eine unumschränkte Monarchie. Von Außen, wo keine Subordination stattfand, wurde Wirkung und Gegenwirkung durch die stete Tendenz zur Universalmonarchie, die darum, weil sie nicht immer deutlich gedacht wurde, nicht weniger das letzte Ziel aller Unternehmugen war, bestimmt und erhalten; vernichtete in der politischen Reihe ein Schweden, schwächte ein Österreich und Spanien, und erhob ein Rußland und Preußen aus dem Nichts; und gab an moralischen Phänomenen der Menschheit eine neue Triebfeder zu heroischen Taten, den Nationalstolz ohne Nation. Die Betrachtung dieses mannigfaltigen Spieles kann dem denkenden Beobachter eine erweckende Gemütsergötzung geben, aber befriedigen, und über das, was ihm not ist, belehren, kann es den Weisen nicht." [1])

Wir haben es für nötig befunden, die ganze Stelle hierherzusetzen, nicht allein, weil sie uns wichtig erscheint für Fichtes Anschauung der Weltpolitik, sondern weil darin in erster Linie ein erheblicher Tadel der preußischen Politik liegt. In den Reden an die deutsche Nation ist er auf die Gleichsgewichtstheorie zurückgekommen, und hat ihr ein gut Teil der Schuld an der Katastrophe von 1806 zugeschrieben.[2])

Wir sehen also: Fichte lehnt die innere und äußere Politik Preußens ab. Er warnt vor den Folgen, wenn auf diesem Wege weiter fortgeschritten werde. Frankreich bietet ein Bild dessen, wie es eines Tages kommen könne. Es ist die Stunde da, schleunigst Reformen einzuführen. Im Hinblick auf die Vorgänge in Frankreich ist es hohe Zeit, „die Dämme, die

[1]) W VI, 95 ff.
[2]) Janson, Fichtes Reden an die deutsche Nation, S. 12 ff.

man noch immer, jenes Schauspiel vor den Augen, anderwärts dem Gange des menschlichen Geistes entgegensetzt, zu lüften, damit er sie nicht gewaltsam durchbreche, und die Fluren umher schrecklich verwüste." [1]) Aus dem Entwicklungsgange Frankreichs muß Deutschland die Lehre ziehen. Das deutsche Volk muß in rechter Weise über seine Rechte und Pflichten unterrichtet werden, d. h. es muß politisch richtig erzogen werden. „Die französische Revolution gibt uns dazu die Weisung und die Farben zur Erleuchtung des Gemäldes für blöde Augen". [2]) Schon beginnt es in Deutschland zu tagen. „Der Wink der Zeiten ist im allgemeinen nicht unbemerkt geblieben. Dinge sind zum Gespräche das Tages geworden, an die man vorher nicht dachte. Unterhaltungen über Menschenrechte, über Freiheit und Gleichheit, über die Heiligkeit der Verträge, der Eidschwüre, über die Gründe und die Grenzen der Rechte eines Königs lösen zuweilen in glänzenden und glanzlosen Zirkeln die Gespräche von neuen Moden und alten Abenteuern ab. Man fängt an zu lernen". [3])

Fichtes Wünsche nach Reformen sind damals noch nicht in Erfüllung gegangen, und ihm selber hat seine der Zeit vorauseilende politische Anschauung viele schwere Kämpfe gekostet. Aber die Revolution hat uns doch, wenn auch spät, Segen gebracht, mehr Segen, als dem Volke, daß sie selber durchzumachen hatte. Sie ist eine große Erzieherin der Menschheit geworden, und wir stimmen Fichte bei, wenn sie ihm ein „reiches Gemälde" erscheint „über den großen Text: Menschenrecht und Menschenwert".

[1]) W VI, 6.
[2]) W VI, 41.
[3]) W VI, 41.

§ 7.

Schluß.

Wir haben Fichtes politische Entwicklung bis zu seiner Berufung nach Jena verfolgt. Es sollte dabei vor allen Dingen gezeigt werden, daß er in dieser ganzen Periode vom Schollenpatriotismus ausgeht, von dem er sich erst allmählich losreißt. Dieser Schollenpatriotismus hat für ihn ohne Zweifel die Bedeutung, daß er, trotz aller kosmopolitischen Ideen doch die Leistungen der einzelnen großen staatlichen Gebilde zu würdigen weiß, d. h. den verschiedenen Nationalcharakter der Völker anerkennt. Preußen-Deutschland und Frankreich bilden für ihn die großen Gegensätze, in der Periode, die wir behandelt haben, allerdings in anderer Weise, als später. Denn während Fichte in seinen ersten politischen Schriften für Preußen Reformen als unerläßlich fordert, damit es den von Frankreich durch die Revolution erhaltenen Vorsprung nach Möglichkeit einhole, herrscht in den „Reden an die deutsche Nation" der Grundgedanke, Reformen in Preußen seien nötig, um es von dem napoleonischen Imperialismus zu befreien, durch — den seiner Meinung nach wenigstens — auch Frankreich selbst in seiner Entwickelung zurückgekommen sei. Wenn aber so die besonderen Leistungen der einzelnen Kultur- sowohl wie Staatsnationen bei Fichte anerkannt werden, so ist es nicht angängig, ihn als reinen Kosmopoliten zu bezeichnen. Der Kosmopolitismus muß jedenfalls dabei in Patriotismus übergehen. Das hat er selbst in seinen patriotischen Dialogen deutlich zum Ausdruck gebracht. Vollständig die Gegensätze von Kosmopolitismus und Patriotismus zu überbrücken, ist ihm freilich nicht geglückt.[1] Jedenfalls aber gab es für ihn einen Fortschritt im staatlichen Leben nur unter der Wahrung des Nationalcharakters. —

Angesichts der Richtung, in der wir Fichte hier behandelt haben, muß notwendigerweise mit seiner Berufung nach Jena

[1] S. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 2. Aufl., 89—120.

ein Einschnitt in seiner Entwickelungsgeschichte gemacht werden. Nicht als ob nun seine Gedanken in völlig anderen Bahnen sich bewegten; aber er fühlte zunächst einmal das Bedürfnis, im Zusammenhang mit der Festigung seines philosophischen Systems auch seiner politischen Anschauung eine sichere, theoretische Grundlage zu geben. Das geschieht in der Jenaer Zeit besonders in seiner „Grundlage des Naturrechts". Es ist daher psychologisch gut erklärlich, wenn er den praktischen Teil seiner Revolutionsschrift nicht ausführt, ebensowenig wie er den Aufsatz gegen das Wöllnersche Religionsedikt vollendet: Das Streben nach Allgemeingültigkeit beeinflußt ihn auch in der Politik. Die Frucht seiner theoretischen Grundlegung wird dann der „geschlossene Handelsstaat", durch den er sich wieder, wie die Widmung an Struensee andeutet, auf das Gebiet der praktischen Politik begibt. Von da ab — etwa von 1800 an — ist die letzte Periode der Fichteschen politischen Wirksamkeit zu rechnen, nicht aber von der Katastrophe von 1806 ab. Die „Reden an die deutsche Nation" sind nur eine Fortsetzung der „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". Sie bieten nichts völlig Neues, sondern sie fassen nur alle politischen Forderungen und geschichtlichen Gedanken Fichtes unter dem Eindrucke des preußischen Zusammenbruches zu einer geschlossenen Einheit zusammen.

Lebenslauf.

Geboren bin ich, Eduard Friedrich Hermann Funcke, am 11. November 1886 als Sohn des Plantagendirektors Eduard Funcke und seiner Gemahlin Martha, geb. Schück, zu Jolo auf der den Süd-Philippinen zugehörigen Insel Sulu. Ich bin evangelischer Konfession. Nach dem Tode meines Vaters kam ich nach Deutschland, wo ich zunächst die Volksschule zu Delstern, darauf das Gymnasium zu Hagen i. W. besuchte, das ich Ostern 1907 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Nun bezog ich nacheinander die Universitäten Heidelberg, Berlin, Genf, das Kolonialinstitut zu Hamburg und Münster. Meine Studien erstreckten sich vornehmlich auf Geschichte, Deutsch und Philosophie. Vorlesungen und Seminare hörte ich bei folgenden Herren Professoren und Dozenten: Becher, Borchling, Bouvier, Braun, Braune, Cartellieri, Delbrück, Dessoir, Ehrismann, Fehling, François, Friedländer, Gothein, Haguenin, Hampe, Herrmann, von Jagemann, Krabbo, Lasson, Lenz, Marcks, Neumann, Oncken, Petsch, Röthe, Schäfer, Schiemann, Erich Schmidt, Schwering, Seitz, Spannagel, Thode, Wagner, von Waldberg, Werner, Wilamowitz-Möllendorf, Wolfrum.

Die Anregung zu vorliegender Arbeit erhielt ich von meinem Freunde Herrn Oberlehrer Dr. Janson in Hamburg. Herr Professor Dr. Spannagel und Herr Professor Dr. Hielscher unterstützten mich stets freundlichst mit Rat und Tat. Die mündliche Doktorprüfung bestand ich am 27. April 1915.

Allen, die mir helfend zur Seite standen, besonders Herrn Professor Dr. Spannagel, bei dem ich mit freundlicher Erlaubnis der Fakultät den ersten Teil der mündlichen Prüfung in der Hauptstadt des eroberten Belgien erledigen durfte, sowie der Kgl. Bibliothek zu Berlin, die mir den handschriftlichen Nachlaß Fichtes bereitwilligst zur Verfügung stellte, spreche ich an dieser Stelle meinen ergebensten Dank aus.

Berlin, im Oktober des Kriegsjahres 1915.

Eduard Funcke.